



Moritz Ege

»EIN PROLL MIT KLASSE«

*Mode, Popkultur und soziale Ungleichheiten
unter jungen Männern in Berlin*

campus

»Ein Proll mit Klasse«

Moritz Ege, Dr. phil., ist wissenschaftlicher Assistent am Institut für Volkskunde/
Europäische Ethnologie an der LMU München.

© Campus Verlag GmbH

Moritz Ege

»Ein Proll mit Klasse«

Mode, Popkultur und soziale Ungleichheiten
unter jungen Männern in Berlin

Campus Verlag
Frankfurt/New York

© Campus Verlag GmbH

Zugl.: Dissertation an der Humboldt-Universität zu Berlin, Institut für Europäische Ethnologie,
Philosophische Fakultät I

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie;
detaillierte bibliografische Daten sind im Internet unter <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.
ISBN 978-3-593-39947-8

Das Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung ist ohne
Zustimmung des Verlags unzulässig. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen,
Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.

Copyright © 2013 Campus Verlag GmbH, Frankfurt am Main
Umschlaggestaltung: Campus Verlag GmbH, Frankfurt am Main
Umschlagmotiv: © Natalie Bayer

Satz: Harry Adler, Berlin

Druck und Bindung: CPI buchbücher.de, Birkach

Gedruckt auf Papier aus zertifizierten Rohstoffen (FSC/PEFC).

Printed in Germany

Dieser Titel ist auch als E-Book erhältlich.
www.campus.de

Inhalt

I. Teil: Figuren ästhetischer Differenz und sozialer Ungleichheit: Ein Problemaufriss	9
1. »Prolls« überall: Alltägliche Semantiken einer Figur <i>Das Vorhaben: Eine Kulturanalyse von Figurierungsprozessen auf mehreren Ebenen</i> 17	11
2. Kulturanalyse von Figurierungsprozessen: Zur Methodologie . . . 26 <i>Kulturanalyse: ein kritisch-realistischer Ansatz</i> 26 – <i>Figuren, Figurierungen, Figurationen</i> 36 – <i>Figuren in der kultur- wissenschaftlichen Forschung</i> 43 – <i>Thesen zur Theorie der kulturellen Figur</i> 49 – <i>Zwischenfazit</i> 73	26
3. Schlaglichter: Stationen einer Figurierungsgeschichte 75 <i>Anfänge: Figuren-Benennungen in Deutschland</i> 76 – <i>Der Hooligan</i> 77 – <i>Eckensteher, Straßenjungen, Halbstarke</i> 83 – <i>Das Proletariat</i> 87 – <i>Zur sozialwissenschaftlichen Figurierung: die »focal concerns« der Unterschichtsjugendkultur</i> 90 – <i>Die Realschullinie: Teenager und Halbstarke</i> 93 – <i>Populäre Kultur und Figuren des Vulgären</i> 97 – <i>Soziale, politische und symbolische Entproletarisierung</i> 99 – <i>Zwischenfazit</i> 103 – <i>Punk und die Schwelle zur Postmoderne</i> 105	75
4. Forschungsstand: Jugend/sub/kulturen 109 <i>Jugendsubkulturen heute</i> 110 – <i>Stil: Kohärenz und Fragmentarität</i> 114 – <i>»Double Articulation«</i> 118 – <i>Sozialität/ Vergemeinschaftung</i> 121 – <i>»Techno-Tracys« und die Hipness- Ökonomie</i> 124 – <i>»Chavs« als konsumgesellschaftliche Figur der Prekarität</i> 126	109

II. Teil: Berliner Figuren: Ein jugendsubkulturelles Figurierungsfeld	131
1. Eine post-proletarische Stadt	133
<i>Proll-Sein: Eine Stilfrage?</i> 142	
2. Methoden: Eine ethnografische Kulturanalyse	144
<i>Bei/mit Picaldi</i> 145 – <i>Eiertanz und Einverständnis</i> 153 – <i>Informelle Gruppen: Tempelhof und Pankow</i> 155 – <i>Stadt-, medien- und kleidungsethnografische Methoden</i> 163 – <i>Gender-Fokus: junge Männer und Männlichkeiten</i> 167	
3. Picaldi-Style: kontroverse Hosen & Figuren.	168
»Von Kreuzberg in die Charts: Die Picaldi-Story« 168 – <i>Karottenjeans und Männer-Körper</i> 170 – <i>Picaldi und Prestige</i> 178 – <i>Relationen/Relationalität</i> 187 – <i>Picaldi-Hass</i> 197 – »Authentische Kommodifizierung« 200 – <i>Von Zuckerfest bis Jugendweihe</i> 208 – <i>Territoriale Wahrnehmungsästhetiken</i> 209 – <i>Sozialstruktur der Picaldi-Kundschaft</i> 222 – »Früher eher <i>baggy, jetzt normal Gangster</i> « 225 – <i>Gangsters und Gangstas</i> 227 – <i>Kanaken-Style</i> 230 – <i>Player und Playboys</i> 232 – <i>Styler</i> 237 – <i>Atzen-Style</i> 238 – »Prollig« und »Prolls« 244 – <i>Berliner Figuren (Zwischenfazit)</i> 248 – <i>Einschub: Methodenfragen</i> 258 – <i>Transversale Diffusion und gespenstische Affinität</i> 261	
III. Teil: Proll-Figuren in gesellschaftlichen Diskursen	267
1. What is being made of some people.	269
2. Figurierungs-Komplexe: Zeitungen und Popkultur	271
<i>Zeitungen: Inhalts- und Diskursanalyse</i> 272 – <i>Assoziationen/ Sympathien</i> 274 – <i>Einstellungen</i> 282 – <i>Antonyme</i> 288 – <i>Typologien</i> 291 – »Metaerzählungen« 296 – <i>Performativität und Antagonismen</i> 298	
3. »Der weite Kosmos des Proll-TV«: Die Knowingness der populären Kultur.	304
<i>Figuren, Formate und Personen</i> 307 – <i>Figurierungs-Reflexivität</i> 311 – <i>Von den Proll-Figuren der »Unterschichtfernsehen«-Debatte zur Sozialdisziplinierung?</i> 314 – <i>Der Deutsch-Rap-Komplex</i> 318 – <i>Bushido und die »Proll-Schiene«</i> 320 – <i>Sido: Der Straßenjunge als »asozialer Proll und Prolet«</i> 323 – <i>Fazit: Deutsch-Rap-Komplex</i> 326	

IV. Teil: Stil und Selbst-Figurierung zwischen Eskalation und Reflexivität	331
1. Individuelle Stil-Praktiken und gemeinsame kulturelle Themen	333
<i>Kleidung und Stil: Forschungsperspektiven 335</i>	
2. De-/Eskalation durch Stil: Figurierungsgeschichten und Kontexte.	340
<i>Mesut 340 – Robbie 360 – Territoriale Gesten und Ästhetiken 385 – Tarek 391 – Ein Recht auf Ambivalenz? 410 – Zwischenfazit 413 – Drei Arten von »Möchtegerns« 416</i>	
3. Reflexivität, Reflektiertheit und die Stilisierung des »Prolligen«	435
<i>Yusuf 436 – Jörg 442 – Reflexive Prolls und reflektierte Proleten 447 – Tim 449 – Repertoirisierung und Distanzierung des »Prolligen« 458 – Repertoirisierung: Formen, Funktionen, Politiken 461 – Yusuf: Switching als Selbstbehauptung 465 – Performative Repertoirisierung: Diskurs-Figuren 468 – Repertoirisierung und Reflexivität: ethnografisch-kulturanalytisches Fazit 475</i>	
Resümee und Schlussbetrachtungen	483
<i>Verkörperungen: Figuren von Prekarität, Gefährdung und Stärke 485 – Die Proll-Figur: Benennungen und Figurierungen 488 – Benennungen: Eine unabgeschlossene Resignifizierung 490</i>	
Anhang	493
Einige Macht- und Repräsentationsfragen.	495
<i>Nähe und Distanz: akzeptable Inkompetenz und das »Auto-Ethno-Kontinuum« 501</i>	
Literatur	506
Danksagung	532

I. Teil:

Figuren ästhetischer Differenz und sozialer Ungleichheit: Ein Problemaufriss

(oder: What some young people are making
of what is being made of them)

1. »Prolls« überall: Alltägliche Semantiken einer Figur

In einer Gesellschaft, die sich als demokratisch-egalitär orientiert versteht, sich aber auch als heterogen und sozial polarisiert beschreiben lässt, sind Unterschiede in der Stilisierung der alltäglichen Lebensführung, der Kleidung, den Körperhaltungen oder Frisuren in unübersichtlicher Art und Weise mit sozialen Ungleichheiten und ihren politisch-moralischen Überformungen verwoben. In der Figur des »Prolls« und in der Rede über »das Prollige« werden die Ambivalenzen des alltäglichen Umgangs mit sozialen Ungleichheiten und ästhetischen Differenzen in besonderer Weise sichtbar. Die Funktionsweisen solcher kultureller Verdichtungen, vor allem unter Jugendlichen, sind Gegenstand dieser Studie und werden an exemplarischen Fällen untersucht. Die folgenden Schlaglichter auf vier kurze Szenen und Sachverhalte führen in die Thematik ein, indem sie verschiedene Verwendungen dieser Figur und mit ihnen verbundene Ambivalenzen illustrieren.

Die erste Szene spielt bei *Casa*, einem kleinen Jugendmode-Geschäft in der Heinz-Galinski-Straße in Berlin-Wedding. »*Wir wollen mehr so das Prollige*«, sagt Cengiz, der Verkäufer, beim Erklären dessen, was die Eigenmarke ausmacht, und zeigt auf ein T-Shirt, auf dem »Casa« steht. »*Casa, italienisch für Villa*«, erklärt der Mittdreißiger, der ein fein rasiertes O-Bärtchen trägt, einen glitzernden Ohring und auf dem Kopf eine Base-Cap, die über und über mit dem Logo von *Dolce & Gabbana* bedruckt ist. 23 Euro kosten die Jeans hier. Nächste Woche, erzählt der Verkäufer, tritt der Weddinger Gangsta-Rapper »Massiv« mit *Casa*-Sachen bei einer Livesendung auf MTV auf. Davon erhofft man sich einiges. Was Cengiz mit »*prollig*« meint? Er zuckt mit den Schultern und zeigt auf den T-Shirt-Druck, »*Na, hier, so halt*«. Er zeigt auf die großen, silbernen Lettern. »*Bei Hugo Boss oder so ist das Logo nur klein; hier ist es sehr groß. Das ist der Unterschied, das Prollige*«. Sein eigener Look mit der *Dolce & Gabbana*-Cap (also von einer Marke, deren kulturelle Wertigkeit mir ein Modejournalist später als »edel-prollig« erklärt) verkörpert selbstbewusst, was er verkauft. Mit dieser Kennzeichnung evoziert er

eine kulturelle Figur. Konkret verweist er zunächst auf einen ästhetischen Gestus, der mit einem demonstrativen Ausstellen zu tun hat. In diesem Sinn geht es beim »Prolligen« um eine Stilisierung, die bewusst mit der Verkörperung eines kulturellen Typus (des »Prolls«) spielt. »Prollig« bezeichnet dann einen der Figur entsprechenden kulturellen Code beziehungsweise das Stereotyp eines solchen Codes oder Registers.

Zugleich stehen die *Casa*-Produkte nicht nur für eine Geste, sondern für einen ganz speziellen subkulturellen Stil, den Jugendliche »Picaldi-Style« (nach einer lokalen Jeansmarke), »Kanaken-Style«, »Ghetto-Style«, »Proll-Style« oder »Gangsta-Style« nennen und der zu einer spezifisch Berliner jugendkulturellen Figuration gehört, die ich in dieser Arbeit beleuchten und auf verschiedenen Ebenen kontextualisieren werde. Bushido, der erfolgreichste deutsche Rapper und Inbegriff jenes Stils, nannte seine Ästhetik jedenfalls ganz in diesem Sinn die »Proll-Schiene«. Während Cengiz mit dem »Prolligen« primär einen ästhetischen Gestus bezeichnet, eine Stilisierungsabsicht, spielt das Wort »Proll-Style« – die Bezeichnung »Ghetto-Style« macht es noch deutlicher – mehr oder weniger indirekt auch auf eine soziale Position an, auf »Unterschichten« im weiteren Sinn. Ihnen gehören auch die meisten von Cengiz' Kunden an, die im Berliner Bezirk Wedding leben, einem ehemaligen Arbeiterviertel in einer deindustrialisierten, multiethnischen Stadt. Die soziale Verortung des »Prolligen« bleibt in Wortverwendungen wie der bei Cengiz jedoch in charakteristischer Weise vage und mehrdeutig, da die großen Logos und das in einem positiven Sinn als »prollig« verstandene »Protzen« mit der Marke auch unter wohlhabenden Berühmtheiten verbreitet ist, die gewiss keine »Unterschicht« repräsentieren. Ohnehin macht Letzteres eine hochgradig problematische, von Wertungen überformte Kategorie aus. Trotzdem stellt sich angesichts solcher Ambivalenzen die Frage, ob »das Prollige«, wie es Cengiz präsentiert und verkauft, nur ein stilisierter Gestus ist, oder ob darunter nicht auch ein Habitus verstanden wird, der von den Akteuren selbst nur sehr schwer bewusst gesteuert werden, anderen aber als Anhaltspunkt für soziale Klassifikationen dienen kann.

Die zweite Szene findet im Internet unter Jugendlichen statt, die ihren eigenen Stil gerade nicht als »prollig« bezeichnen. Hier geht es weniger um *Stilisierung* als um eine *Etikettierung* von außen. »Ein Phänomen der aktuellen Jugendgeneration ist aber sicherlich die ›Verprollung‹, die man imo (*in my opinion, Anm.*) durchaus besorgt betrachten muss«, schreibt ein Jugendlicher auf der Diskussionsseite einer Tanzschule in Berlin-Reinickendorf,

einem eher kleinbürgerlich geprägten Bezirk (30.8. 2006).¹ »Was bedeutet Kindheit heute?«, hatte ein anderer Teilnehmer, ein Mittänzer und Student, für ein Uni-Referat ins Forum hinein gefragt. Darauf kamen vor allem kulturpessimistische Antworten, wie auch der Fragesteller bald bemerkt. »In der schule kommen kleine prolls mit dem messer an und wollen dich abziehen«, schreibt ein junger Mann in seiner Stichwortliste (Kleinschreibung aus dem Forum übernommen). Die Klage steht zwischen »bei der schwester von nem freund rauchen welche in der dritten klasse« und dem Eintrag »zerbrochene Familien« (31.8. 2006). Ein weiterer Jugendlicher stimmt zu, auch er konnte in seiner Schule »eine ständig steigende Verprollung feststellen«, die er unter anderem mit einem »Trend zum Ausschalten des Gehirns« verbindet. Eine Forumsteilnehmerin beschreibt die »Verprollung« unter sich exzessiv schminkenden Schülerinnen und setzt diesem neuen, nunmehr offenbar dominanten Typus den früheren »alternativen« Charakter der Schule entgegen: früher war die Schule (links-)alternativ, heute ist sie »verprollt«. Die sogenannten »Prolls« geben hier also Anlass zu zeitdiagnostischen Klagen über bedrohliche oder doch zumindest bedauerliche Entwicklungen. Viele Beschwerden speisen sich aus wiederkehrenden städtischen Interaktionssituationen, vor allem im öffentlichen und halböffentlichen Raum, und häufig aus dem Hörensagen (was der »Schwester von nem Freund« widerfuhr etc.): Die »Prolls« belästigen nicht nur durch Anpöbeln und Abziehen, sondern auch durch lautes Musikhören auf dem Handy, bevorzugt Deutsch-Rap oder Hip-Hop: Im Bus »kamen dann zwei Prolls (ca. 18 Jahre alt) an« und setzten sich neben ein älteres Ehepaar, das sie mit lauter Musik mit vulgären Texten provozierten, so zumindest der Autor, der beobachtete, dass die »Prolls« »mit den Händen quasi Trichter formten«, um den Schall in Richtung des Ehepaars zu leiten. Als »pervers«, »gehässig« und »respektlos« und »traurig« bezeichnete der Tänzer die Jugendlichen.

Hier sind die »Prolls« eine kategorial andere, als sozial und moralisch unterlegen gekennzeichnete Gruppe, die zugleich offenkundig als bedrohlich empfunden wird. Wer die jugendkulturelle Szenerie ein wenig kennt, vermutet, dass hier vornehmlich von (post)migrantischen Jugendlichen die Rede ist, für die »Prolls« nicht selten als gewissermaßen euphemistisches Codewort dient, auch wenn sich die Bedeutung darin nicht erschöpft. Das Wort verweist also nicht nur, wie in der ersten Szene, auf einen stilistischen

¹ Dass die Diskussion an diesem Ort stattfindet, ist nicht zufällig: Tanzschulen sind Schulen der klassischen Respektabilität (vgl. Fink 2007).

Modus, sondern zugleich auf einen sozialen Typus, der mit absichtlicher »Verblödung« und Bildungsabstinez, aber auch mit Dominanz und Aggression verbunden wird. Gerade diese Konstellation verkörpert demnach das »Prollige«. Bedrohlich ist dieser Typus nicht nur in konkreten Interaktionssituationen, sondern auch deshalb, weil er die Gegenwartskultur zunehmend zu prägen scheint.² Die Proll-Figur, von der hier die Rede ist, wird nicht nur in der Schule beobachtet, man kennt Ähnliches auch aus Reality-Sendungen im Fernsehen, aus Rap-Texten, aus der Satire und vielen anderen Quellen.

Das dritte Schlaglicht liegt nicht auf einer einzelnen Szene, sondern richtet den Blick auf Wörterbücher, die den Anspruch haben, den dominanten gesellschaftlichen Sprachgebrauch abzubilden. In den Wörterbüchern – beispielhaft im *Duden* (2000) – werden (vorgeblich) klare Definitionen der fraglichen Vokabeln angeboten, die vorwiegend auf schlechtes Verhalten abheben.

Proll, der; -s, -s [zu Prolo] (salopp, bes. Jugendspr., abwertend): ungehobelter, ungebildeter, ordinärer Mensch; Prolet (2): So muss der P. von Welt heute aussehen: lange Haare [...], blonde Strähnen, Goldkettchen und stets die Kippe in der Pranke (Hörzu 8, 1996, 29). **prollig** <Adj.> (salopp, bes. Jugendspr., abwertend): proletenhaft. **prolo** [indirekt Adj.] [zu Prolet] (salopp, bes. Jugendspr., abwertend): proletenhaft, unfein, ungehobelt, ordinär [Bsp. aus Spiegel, 1993]

² Literarische und essayistische Texte aus den gehobenen Kreisen der Berliner Gesellschaft entwerfen ganz ähnliche, sehr viel offensichtlicher diagnostisch aufgeladene Szenen. In Moritz von Uslars Berlin-Roman *Waldstein* prophezeit der Erzähler einen »Angriff der Killer-Prolls« auf Berlin-Mitte. Diese Jugendlichen beschreibt er so: »Sonnenbankgebräunt, ausrasierte Nacken, Goldschmuck und strahlend weiße Sportswear ausführend, nach hammerharten Douglas-Düften durftend.« Die »Girls« sahen »noch tougher, nahkampfbereiter« aus und hatten von »zahlreichen Sonnenbankbesuchen [...] schokoladenfarbene Gesichter« sowie eine uniforme Kleidung in den »aktuellen Leuchtfarben der Saison, Schreirosa, Brüllhellblau und Kreischweiß« (Uslar 2006, 59). Solche Synästhesien repräsentieren nicht nur ein Gegenbild zu dezenter Verhaltenheit, sondern eben auch eine aggressive, bedrohliche visuelle Lärmbelästigung, ein Aufzwingen von Präsenz schon im Stilistischen, das auf eine politische Bedrohlichkeit verweist. Von Uslar selbst wiederum wird zum Beispiel in der Kulturzeitschrift *De:Bug* als Pop-Autor beschrieben, der sich »als Proll unter den Journalisten« gibt: »Von Uslar inszeniert sich zwar gerne als der Proll unter den Journalisten, doch er weiß trotzdem selbst ganz genau, dass das eigentlich nicht geht, dass sein Vorhaben böse ist, dass er an sich nicht der richtige Mann ist, er, der Elitegymnasiast, der Halbadelige, der einigermaßen Reiche, die Grill-Royal-Type eben, dass er da nicht hingehört, dass er stört, dort im Osten.« (Timo Feldhaus, »Popliteratur in der Provinz: Deutsche Söhne. Doch wieder alles anders mit der sogenannten neuen Pop-Literatur«, *De:Bug*, Oktober 2010 – in diesem Text geht es allerdings um ein anderes Buch des Autors).

Die Semantik ist an dieser Stelle eine behaviorale: Es geht vor allem um schlechtes Benehmen. Definitionen wie dieser Eintrag im *Duden* erwecken den Eindruck, als sei die soziale Zuordnung – die Herleitung vom »Proletariat« – gänzlich verschwunden, als ginge es hier ausschließlich um Benehmensfragen.³ Stärker präsent sind die sozialen Resonanzen in solchen Quellen noch beim ebenfalls umgangssprachlich geprägten Wort »Prolet«. Ihm weisen die *Duden*-Lexikographen zwei klar voneinander unterschiedene Bedeutungen zu, eine deskriptive, die sie als umgangssprachlich und veraltend kennzeichnen, und eine »abwertende«: den Menschen ohne Manieren.

Pro|let, der; -en, -en [rückgeb. aus Proletarier]: 1. (ugs. veraltend) Proletarier (1): Die alten Genossen hatten also Recht: Man kann etwas erreichen, auch wenn man nur ein kleiner P. war (Kühn, Zeit 158). 2. (abwertend) jmd., der keine Umgangsformen hat: er ist ein richtiger P.; wenn ich irgendjemand nett finde, wenn es nicht gerade ein P. ist, tanze ich gerne mit ihm (Fichte, Wolli 238); jmdn. als -en beschimpfen. (2000)

Mit den Adjektiven »proletarisch« und »proletenhaft« scheint eine säuberliche Trennung dieser Bedeutungen auf zwei unterschiedliche Worte gegeben: »proletarisch« wird ohne abwertende Beispiele aufgeführt; zu »proletenhaft« findet sich folgende Zuordnung: »*pro|le|ten|haft* <Adj.> (abwertend): sich wie ein Prolet (2) verhaltend; ungebildet u. ungehobelt: ein -es Benehmen; sich p. aufführen«. Sich proletenhaft zu verhalten, erinnert demnach nur an den Menschen ohne Manieren, nicht aber an den Proletarier.⁴ Im Handwörterbuch der deutschen Gegenwartssprache (Berlin: Akademie, 1984), dem größten lexikalischen Werk der DDR, findet sich dagegen folgender Eintrag, der den »abwertenden« Aspekt unmittelbar nicht nur an das soziale Substrat – die Arbeiter – rückbindet, sondern auch eine weitere Einheit einführt, nämlich einen *sozial* charakterisierten typischen Sprecher: »Prolet, der: Kurzw. f. Proletarier; in der Klassengesellschaft von der Bourgeoisie diskriminierend gebraucht«.

Auch die Wörterbuchdefinitionen haben also Teil an den sozialen Auseinandersetzungen, und sie verdecken tendenziell das Zusammenspiel von verschiedenen Semantiken: den sozial kategorisierenden und den verhaltensbezogenen oder performativen. Sucht man dagegen in Zeitungsarchiven

3 Das »Proletariat« verzeichnet der »große Duden« (2000) als: »(1) (marx.) in einer kapitalistischen Gesellschaft Klasse der abhängig Beschäftigten (die keine eigenen Produktionsmittel besitzen)« sowie (2) die »Klasse der ärmsten Bürger im antiken Rom«.

4 Dazu wäre noch das Wort »proletaroid« einzuführen, das eine Annäherung an oder eine Ähnlichkeit (aber keine Identität) mit dem Proletarischen bezeichnet, zum Beispiel in Max Webers Kategorie der »proletaroiden Intelligenz«.

nach dem »Proll«, stellt man fest, dass das Wort »Proll« in den neunziger Jahren und den Nullerjahren sehr viel häufiger in deutschen Qualitätszeitungen auftaucht als das Wort »Prolet« in den Jahrzehnten zuvor. Offensichtlich fand eine Neubestimmung dessen statt, was in guter Gesellschaft gesagt werden kann. Man stößt dabei auf stereotype Beschreibungen recht unterschiedlicher Typen, vorgebracht meist in ironischem Ton, die in ihrer Gesamtheit die Konturen einer stereotypen, vor allem negativ konnotierten Sozialfigur zeichnen, und zugleich stößt man auf zusammengesetzte Worte mit einer offenbar komplexeren Semantik, auf Proll-Chic, Proll-Werbung, Proll-Techno, Proll-Hardcore, Proll-Rap und Prollkultur, auf pröllige Fernsehsendungen und pröllige Gitarrenriffs. Was damit gemeint ist, erschließt sich mir selbst und anderen kulturell informierten Zeitgenossen gewissermaßen intuitiv, es gehört zum selbstverständlichen »Wissen«, aber es wäre schwierig, einem fremden Beobachter zu erklären, worin der Zusammenhang dieser disparaten Phänomene besteht, geschweige denn, das Wort in all diesen Bedeutungen zu übersetzen. In diesem Sinn steht »das Prollige« – dies wird in den folgenden Abschnitten deutlicher – immer wieder auch für einen sozial weitgehend entkoppelten kulturellen Code, der eine erhebliche Symbolisierungsleistung zu vollbringen scheint.⁵

Das vierte Schlaglicht beleuchtet erneut eine Szene unter Berliner Jugendlichen.⁶ Tim, ein junger Mann aus einer Mittelschichtsfamilie, der mir im Zuge meiner Feldforschung begegnete, geht eines Abends auf eine »Motto-Party« im Berliner Süden. Weil das Motto »Proll« lautet, zieht er sich eine Jogginghose, ein Hawaiihemd und eine sogenannte »Pornobrille« an, eine tropfenförmige Sonnenbrille im Stil der siebziger Jahre. Mit dieser Kostümierung nimmt er gewissermaßen eine stilistische »Verprollung« vor – wie auch die anderen Teilnehmer der Party, die sich für einige Stunden als Prolls kostümieren. Hier ist es nicht der oben zitierte »Gangsta-Style«, den die Jugendlichen imitieren und persiflieren, und es ist auch nicht das Bedrohliche und Antagonistische im öffentlichen Raum, sondern vor allem ein popkulturelles Bild des Vulgären und Ordinären, vielleicht auch »Asozialen« und Verkommenen, in dem man sich, nach karnevaleskem Muster, gewis-

⁵ Zugunsten der Lesbarkeit werden Worte wie »Proll« und »pröllig« im Folgenden nicht durchgängig mit Anführungszeichen versehen – es ist aber angebracht, sie sich dazu zu denken, damit nicht der Eindruck entsteht, es handle sich um beobachterunabhängige Gegenstandsbegriffe.

⁶ Alle Eigennamen wurden vom Verfasser geändert, wenn es sich nicht um Personen handelt, die ohnehin in der Öffentlichkeit stehen.

sermaßen »gehen lassen« kann. Zur Proll-Party gehört ein augenzwinkern-des Bescheidwissen. Aus den USA sind »White-Trash«-Partys bekannt, unter anderem in Studentenverbindungen, oder auch Feste, bei denen man sich als »guidos« verkleidet, wie sie mit der Reality-TV-Show *Jersey Shore* einem größeren Publikum vertraut gemacht wurden. Bei solchen Partys handelt es sich um ein vom Alltag klar unterschiedenes Format von Geselligkeit. Tim aber kokettiert auch außerhalb solcher Partys mit Unterschichtsfiguren: mit dem »Atzen-Image«, wie er es nennt. Für ihn ist es nicht nur selbstverständlich, gelegentlich »rumzuprollen«, wie das fast alle Zeitgenossen tun, wenn sie sich mal laut und vulgär geben. Er sieht sich als authentischer Berliner, der »macht, wie er will«, anstatt sich nach den Anstandsvorstellungen anderer Leute zu richten, und zugleich auch als jungen Mann, der sich nicht verweiblichen lässt, der eben ein Kerl ist. Damit entspricht er dem Entwurf einer kulturellen Figur, »dem Atzen« beziehungsweise »der Atze«, die zu diesem Zeitpunkt von einigen lokalen Rap-Künstlern neu in Umlauf gebracht wurde. Dass er dann gelegentlich als »Prolet« wahrgenommen wird, stört ihn nicht weiter, er beschwört solche Wahrnehmungen ja gerade herauf. Zugleich betont er, dass er, wenn er will, auch anders kann – im Unterschied zu denjenigen, die in seinen Augen tatsächliche »Asis« sind.

Das Vorhaben: Eine Kulturanalyse von Figurierungsprozessen auf mehreren Ebenen

Die Schlaglichter illustrieren, dass in der Rede vom Proll und vom Proligen soziale, ästhetische und ethische Bestimmungen und Wertungen in verwirrender, scheinbar widersprüchlicher Form zusammenkommen. Sie beleuchten eine lokale jugendsubkulturelle Figuration, in der Jugendliche, vorwiegend junge Männer, sich selbst und andere anhand spezifischer Stil-Merkmale (aber auch anhand anderer, sozialer Merkmale) als »Prolls«, »Gangster« und »Atzen« *stilisieren* und *etikettieren*. Stilisierung und Etikettierung sind aber, auch das wurde sichtbar, keinesfalls derselbe Prozess. Zugleich verweisen die Schlaglichter aber auch auf gesamtgesellschaftliche Auseinandersetzungen um Begriffe, Wertungen und soziale Anerkennung. Zur Debatte stehen, über verschiedene Milieus hinweg, spezifische Varianten von Männlichkeit.

Die vier Schlaglichter kommen aus unterschiedlichen Erhebungs-Kontexten: aus ethnografischen Feldbeobachtungen, aus Nachschlagewerken beziehungsweise dem schriftlichen Diskurs und aus der Internet-Recherche. Ihre Zusammenstellung nimmt die Vorgehensweise dieser Studie vorweg: Um zu verstehen, wie Figurierungen von sozialen Ungleichheiten und ästhetischen Differenzen in der Gegenwartsgesellschaft tatsächlich funktionieren, müssen mediale Diskurse, historische Herleitungen und vor allem auch lebensweltliche Perspektiven zusammengedacht werden. Das soll hier in Form einer ethnografischen Kulturanalyse geschehen, die auf verschiedenen Ebenen stattfindet: Das Buch enthält eine historische Überblicksdarstellung jugendlicher Unterschichtskulturen und ihrer populären und wissenschaftlichen Repräsentationen; eine Diskursanalyse zur »Proll«-Figur in verschiedenen Quellen-Korpora; eine theoretische Diskussion über die zentralen kulturanalytischen Begriffe (Figuren, Figurierungen und Figurationen), und schließlich, als empirisches Hauptstück, eine ethnografische Studie über Berliner Jugendliche und über Jeans-Mode im erweiterten Hip-Hop-Feld. Damit wird der Leserin oder dem Leser zugemutet, relativ disparate Zugänge zu verfolgen. Zugleich macht diese Zusammenstellung, diese analytische Konstruktion, einen Blick auf Zusammenhänge möglich, der ansonsten nicht zugänglich wäre.

Die einzelnen Teile dieser Studie unternehmen eine gemeinsame Kulturanalyse sozialer Verhältnisse und Beziehungen. In dieser Hinsicht gilt es zunächst einmal festzustellen, dass das Proll-Stereotyp, die Proll-Figur und ihre verschiedenen Verwandten aus historisch-sozialen Prozessen entstanden sind, die uns wohl vertraut erscheinen: Mit Pierre Bourdieu gesprochen verweist die Rede von den »Prolls« auf »geschichtlich ausgebildete Wahrnehmungs- und Bewertungsschemata, die aus der objektiven Trennung von ›Klassen‹ hervorgegangen (Alters-, Geschlechts-, Gesellschaftsklassen)« sind (1982, 730). Auch in Zeiten kultureller Pluralisierung und »Entvertikalisierung«, wie sie auch in den neueren Wortbildungen durchscheinen, die sich in den Zeitungen finden, stehen Figuren wie »Prolls« weiterhin für althergebrachte, sozial codierte Vorstellungen von Vulgarität, von kultureller Illegitimität und Wertlosigkeit. Die Forumsbeiträge der Tanzschüler führten das besonders drastisch vor Augen. Soziale, ästhetische und moralische Zuordnungen hängen eng miteinander zusammen, wie Pierre Bourdieu in seinen klassischen Studien zur Logik der Distinktion (1982) gezeigt hat.

Zwischen verschiedenen Ebenen alltäglicher Zuordnung und Bewertung kommt es dabei ständig und systematisch zu »slippages of meaning«,

zu einem Ableiten oder Verrutschen zwischen Bedeutungsebenen, wie es der britische Sozialtheoretiker Andrew Sayer nennt, im positiven Sinn zum Beispiel »first from associations of upper/middle classness to ones of quality and worth, and secondly from quality and worth back to their owners, so that the posh is not only equated with superior goods but with people who are in some way supposedly superior.« (122) Umgekehrt werden ästhetische Praktiken und Merkmale, die mit dem sozialen Unten verbunden sind (zum Beispiel das Tragen einer bestimmten Sorte von Jeans), von sich sozial höher einstuftenden Akteuren tendenziell gerade wegen dieser Assoziation als minderwertig betrachtet. In einem zweiten Schritt begründet beziehungsweise legitimiert die so verstandene Minderwertigkeit der Ästhetik alltagslogisch wiederum die vermeintliche Minderwertigkeit derjenigen, die sie verkörpern. Die Klassifikation als »Proll« und als »prollig« nimmt in vielen Fällen solche Zuordnungen vor, die Homologien und *slippages* zwischen verschiedenen Bewertungsebenen produzieren, gelegentlich in einem positiven Sinn, wie bei Cengiz und Tim, häufiger wohl in einem negativen, abwertenden.

Insgesamt sind solche Figuren sozialer Ungleichheit, in all ihrer Widersprüchlichkeit, mit Haltungen und Habitus verbunden, die sozialgeschichtlich (und diskursgeschichtlich) in den Milieus des industriellen Proletariats und, allgemeiner, der popularen Milieus verankert sind.⁷ Das zeigten auch die Wörterbücher. Dazu gehört eine historisch gewachsene Semantik, die Differenzen gemäß einer grundlegenden Oben-Unten-Unterscheidung sortiert, wie ich im diskursanalytischen Teil dieser Arbeit ausführe, und die die ethnisierenden Aspekte vielfach überlagert. Solche Unterscheidungen ziehen sich, wie der historische Teil verdeutlicht, durch die Geschichte der Jugend(sub)kulturen, verändern sich aber im Zuge kultureller Demokratisierung und zunehmender medial-popkultureller Reflexivität erheblich. Die Proll-Figur ist ein Resultat dieser Entwicklungen. Mit Andrew Sayer (2005) ist dabei zunächst zwischen drei Sorten von Qualitäten zu unterscheiden, auf die sich alltägliche Bewertungen von anderen Akteuren beziehen: (1) ästhe-

7 Ich folge Bernd-Jürgen Warneken, der an Begriffen wie populare Milieus und populare Kulturen festhält und ihre soziale Basis in »unterprivilegierte[n] Schichten innerhalb einer demokratisch verfassten Wohlstandsgesellschaft« (Warneken 2006, 337) verortet. Unterprivilegiert ist nicht nur die »Underclass« (die »untere Unterschicht« im Modell der Schichtungssoziologie), »sondern prinzipiell alle Gruppen, die in relevanten Teilen ihrer Ressourcen unterhalb des gesellschaftlichen Durchschnitts liegen« (337). Mit Ressourcen sind die Kapitalien im Sinn Bourdieus gemeint, aber auch »das Ansehen bei anderen Sozialgruppen« (337). Warneken nennt die »popularen Milieus« insgesamt »Unterschichten«, was ich aufgrund möglicher Stigmatisierungseffekte nicht übernehme.

tische, (2) performative (»regarding competence and performance, such as that of a doctor or teacher«, 142), (3) moralische (»regarding moral qualities or propriety«, 142). Diese Bewertungen sind häufig an zeitdiagnostische Metazählungen gekoppelt.

In der kulturellen Praxis präsentieren sich Zuordnungen zugleich aber als sehr viel widersprüchlicher, vielschichtiger, umstrittener, als es das historisch hergeleitete, basale Bourdieusche Schema von Oben und Unten vermuten lassen würde. Warum sonst würde Cengiz so fröhlich »das Prollige« hochhalten? Die Figurierung des »Prolls« findet jedenfalls, wie auch das Beispiel der Proll-Party (und der Verweis auf die vielen Äußerungen zu »Proll-Kultur«) andeutete, *auch* in Kontexten statt, die sich ohne größeren intellektuellen Aufwand als postindustriell, postfordistisch und vor allem postmodern bezeichnen lassen: postindustriell, weil es sich um eine weitgehend deindustrialisierte Stadt handelt und weil, allgemeiner gesagt, das industrielle Proletariat zumindest auf nationaler Ebene nicht länger den Hauptteil des gesellschaftlichen Mehrwerts produziert; postfordistisch, weil mit dem Regime des Fordismus, wie Antonio Gramsci es beschrieb, auch die ihm gemäßen Gesellschaftsformationen grundlegend ins Wanken geraten sind; und postmodern, weil die Zeichen- und Bildhaftigkeit von Identitäts-Performances sich offenbar gegenüber ihren sozialen Referenten verselbständigt hat (vgl. Lash/Urry 1996, Jameson 1991).⁸ Kulturelle Produkte (zum Beispiel als »prollig« markierte Formate) sind mehrfach codiert und x-fach lesbar. Zudem: Statt einer klaren, »modernen« Unterscheidung von Volkskultur beziehungsweise popular culture auf der einen und Hochkultur auf der anderen Seite, wie verzerrend dieses Bild auch gewesen sein mag, finden wir uns im Raum einer intern hierarchisch gegliederten Populärkultur wieder. Statt eindeutiger Festlegungen nach Klasse und Schicht (oder nach deutschstämmigem »Innen« und migrantischem »Außen«) begegnen wir flexibel zusammengesetzten, fluiden Subjekt-Positionen, für die der Konsum distinktionsträchtiger Güter als zentrale Identitätsressource fungiert. Hat es zum Beispiel angesichts von Tims Selbst-Stilisierung als »Atze« nicht den Anschein, als bestimmten sich sozial legitime, anerkannte, sogar dominante Identitäten inzwischen oft auch durch die Fähigkeit, bestimmte Merkmale des Popularen in ihr performatives Repertoire zu integrieren?

⁸ Vgl. für die klassische Definition postmoderner Kultur Jameson 1991; einen Überblick über die Stilmittel der postmodernen Popkultur auch Leibetseder 2010. Die Unterscheidung zwischen Post- und Spätmoderne ist an dieser Stelle m.E. nicht weiter relevant.

Diese postmodernen Aspekte werden vielfach in die folgende Analyse einfließen. Zu argumentieren, kulturelle Figuren des »Unterschichtlichen« seien nichts als Simulakren, Resultate performativ-reflexiver Identitätspraxen, einer *bricolage* der zweiten oder dritten Ordnung etc., wie es eine solche theoretische Ausrichtung nahelegt, wäre aber zu einfach. Angesichts der Beharrungskraft »moderner« Differenzierungskategorien wie Klasse und Schicht ist, so die Argumentation dieser Arbeit, kulturanalytisch nicht eine weitere Bestätigung solcher Entkopplungstendenzen von Interesse, sondern die Frage, welche *Konstellationen*, welche (Re-)Konfigurationen des Oben und des Unten in der Gegenwart entstehen. Die Sozial- und Kulturwissenschaften und auch die Europäische Ethnologie haben solche Phänomene bislang nicht in einer Art und Weise nachvollzogen, die sowohl ihrer Komplexität als auch ihrem fortlaufend binären Charakter angemessen ist.

Im Sinn der »Cultural Studies« und ihres Vordenkers Stuart Hall verstehe ich gerade die Analyse einer solchen historischen Konstellation (*con-juncture*) als die Aufgabe einer kulturwissenschaftlichen Arbeit.⁹ Deshalb können kleinteilige Phänomene »im Feld« nur in ihrer Verwobenheit mit größeren gesellschaftlich-kulturellen Kontexten verstanden werden – letztere aber auch nur im Abgleich mit der Komplexität von ersteren. Einen strukturierenden (aber nicht endgültig determinierenden) Kontext der gegenwärtigen Konstellation bildet die soziale Polarisierung bei gleichzeitiger »ethnischer« Neuzusammensetzung einer Gesellschaft, die die Akteurinnen und Akteure, vor allem im städtischen Kontext, in spezifische Situationen stellt und – im Kontext dominanter Diskurse um Normalität und Respektabilität – zur Neubestimmung von Innen und Außen, von Zugehörigkeit und Ausschluss anhält. Das Interpretament der »Verprollung«, wie es die Jugendlichen diskutierten, stellt vor diesem Hintergrund das informelle Äquivalent der »Unterschichtsdebatten« dar, die sich durch die politischen Diskurse des letzten Jahrzehnts zogen, in dem die politischen Eliten den »Sicherheitsstaat« in einen »Wettbewerbsstaat« (J. Hirsch) transformierten, dessen Sozialpolitik sich als eine aktivierende versteht.¹⁰

⁹ Zu den Begriffen Situation, Moment und »con-juncture« vgl. Hall u.a. 1978.

¹⁰ Die Debatten standen im Zusammenhang einer neoliberalen Modernisierung, zu der die Deregulierung von Banken und Unternehmensbeteiligungen ebenso gehörte wie das »Hartz-Konzept«. Letzteres, einschließlich der Zusammenlegung von Arbeitslosen- und Sozialhilfe auf einem unter dem Strich niedrigeren Niveau als dem der bisherigen Sozialhilfe (»Hartz IV«), wurde 2002 beschlossen; die vierte Stufe zum 1. Januar 2005 umgesetzt. Ohne dass man von intentionalen Strategien ausgehen müsste, kann angemerkt

Mit Blick auf die öffentlichen Diskussionen der letzten Jahre konstatiert zum Beispiel der Soziologe Heinz Bude konkreter »neuerliche Befürchtungen über das Entstehen einer ›gefährlichen Klasse‹ von Jungmännern« (2008, 86), die er in eine Reihe gegenwärtiger »Figuren der Prekarität« stellt.¹¹ Das scheinen nicht zuletzt die männlichen Jugendlichen im »Gangster-Style« zu sein, die offenbar auch einen Modus von Männlichkeit verkörpern, der andere mit seiner Betonung von Dominanz verstört. Bude schlägt eine Kontextualisierung solcher Debatten vor, indem er sie mit den Statuspaniken der Mittelschichten verbindet: »Je mehr sichtbar oder sichtbar gemacht wird, dass immer größere Teile der Bevölkerung aus dem Geflecht alltagskultureller Möglichkeiten herausfallen, um so mehr wächst bei der ›Mehrheitsklasse‹ der guten Gesinnung und des komfortablen Wohlstands die *soziale Angst*, einer schrumpfenden Gruppe anzugehören. [...] Allein das Beispiel der alltäglichen Verwendung des Ausdrucks ›proll‹ für proletarisch oder proletaroid lehrt, wie die Rhetorik sozialer Schließung sich von neugierigen oder begeisterten Differenzbeschreibungen wieder hin zu harten und engen Defiziturteilen bewegt.« (Bude 1998, 369)¹² Angesichts ethisch kontroverser sozial-struktureller Entwicklungen, angesichts von Einkommens- und Vermögensverteilungstendenzen, angesichts nicht zuletzt der weitgehenden Zusammenlegung von Arbeitslosen- und Sozialhilfe in die gemeinsame behördliche Unterschichtskategorie ALG2/»Hartz IV« liegen die Gründe für manche ethische Aufladung solcher Figuren auf der Hand: Sie steht im Zusammenhang der Verantwortungszuschreibung für Verarmungs- und Niedergangsdagnosen, im Zusammenhang von diskursiven Kulturalisierungen. Wie solche Prozesse im Detail vor sich gehen, vor allem in multiethnischen, sozial heterogenen städtischen Lebenswelten, und welche Rolle dabei poplärkulturell vermittelte Figuren spielen, wird aber auch von Bude nicht ausgeführt und soll in dieser Studie ausführlich untersucht werden.

Es lässt sich, im Sinn einer kontextualisierenden Rahmung, jedoch auch optimistischer fragen, inwiefern seit einiger Zeit bürgerliche Dominanz und

werden, dass die Fokussierung von Figuren der »abjekten Unverantwortlichkeit« in diesem Zusammenhang ideologisch höchst funktional war.

11 Bude zeichnet die Konturen jener Figuren der Prekarität mit groben, vielleicht allzu groben Strichen als »geheiligte Zornkollektive [...], die auf Rache an einer Welt sinnen, die ihnen die Bedeutung verweigert, die sie beanspruchen zu können glauben.« (Bude 2008, 86) Er springt dabei zwischen Fremdbildern und eigener soziologischer Typisierung. Vgl. zu Jugend und Prekarität aus der ethnografischen Perspektive auf die Akteure (und nicht auf Figuren), Malli 2010, Reiners 2010, Reckinger 2010.

12 Vgl. auch Warneken 2006, 192.

Hegemonie im Lebensweltlichen diffus werden, was sich auch als tendenziell demokratische »Selbstanerkennung« (Kaspar Maase) breiter Schichten und Subkulturen verstehen ließe. Der Soziologe Gerhard Schulze sprach in diesem Sinn – durchaus euphorisch – bereits in den frühen neunziger Jahren von einer »Entvertikalisierung« der Alltagsästhetiken. Nur im bürgerlichen »Niveaumilieu« sei das Weltbild noch von oben nach unten klar geordnet.¹³ Damit wäre also eine kulturelle Autonomisierung der ehemaligen unterbürgerlichen Schichten verbunden, ein Pluralisierungsschub im sozialen Raum, ein Abschied von traditionellen Anerkennungs- und Respektabilitätshierarchien. Stil- und Modefragen, um die es in den Schlaglichtern nicht ohne Grund immer auch ging, sind in dieser Hinsicht aufschlussreich. Angesichts der Diskussionen um eine Entbürgerlichung von Normen der Lebensführung steigt bei klassisch volkskundlich-ethnologischen Fragen der kulturellen Diffusion – welche Stile setzen sich wo durch, und wessen Prestige ist für solche Diffusionsprozesse relevant? – gewissermaßen der Einsatz. Stehen solche stilistisch-sozialen Prozesse der »Selbstanerkennung« im Raum, wenn Cengiz sich zur »prolligen« Ästhetik bekennt? Und wer wäre dann das »Selbst«? Oder verstellen die gesellschaftlich dominanten Diskurse und Etikettierungen nicht doch den Weg für eine solche Anerkennung? Wie stellt sich das für die Akteure selbst dar? Und wie greifen kategoriale und graduelle, soziale, verhaltensbezogene und ästhetische Klassifikationen in der kulturellen Praxis ineinander?

Damit ist der zeitdiagnostische Horizont der Studie umrissen; es wurde gezeigt, was hier (um es ein wenig pathetisch zu formulieren) auf dem Spiel steht. Die *methodologische* Ausgangsthese lautet nun, dass die Reproduktion sozialer Ungleichheiten in jugendkulturellen Lebenswelten nicht zuletzt *im Medium kultureller Figuren* stattfindet und erfahren wird, die auf verschiedenen Ebenen zugleich analysiert werden müssen. Über Jugendkulturen und soziale Ungleichheiten wurde, wie im Überblick über den Forschungsstand deutlich wird, viel geschrieben. Sie wurden aber bislang nicht unter dem Gesichtspunkt der Figurierung betrachtet, der eine genuin kulturanalytische Perspektive ermöglicht und die Chance bietet, unterschiedliche Wirklichkeitsebenen zusammenzudenken. Kulturelle Figuren sind dabei offensichtlich etwas kategorial anderes als reale soziale Gruppen, aber auch etwas anderes als Stereotypen oder kulturelle Repräsentationen. In ihnen kommen

13 Vgl. dazu die Bemerkungen zu den fünfziger Jahren und die oben angeführten Widersprüche, wie sie u.a. Maase darstellt, sowie allgemein die geschmacks- und kultursoziologische Diskussion bei Simon Frith (1991), David Hesmondhalgh 2007 u.a.

Unschärfen, Reflexivitätsformen, Verdichtungen und Verschiebungen zum Ausdruck, die für kulturelle Artikulationen charakteristisch sind.

Deshalb ist es notwendig, den Begriff auszuarbeiten. Das geschieht im theoretischen Teil der Arbeit. Im zweiten Kapitel werden also, aufbauend auf einem Literatur-Überblick, Thesen zum Begriff der kulturellen Figur entwickelt, die ihre Tauglichkeit in den darauf folgenden Kapiteln am Gegenstand erweisen sollen. Zugleich stellen diese Thesen aber auch, trotz ihres explorativen Charakters, einen theoretischen Rahmen dar, der gewissermaßen für sich steht, denn mit dem Fokus auf Figuren und Figurierungen als kulturelle Praxis betritt die Arbeit methodologisches Neuland. Dann folgen die Analysen: Zunächst (I.3) ein literaturbasierter, historischer Abriss der Figurierung unterbürgerlicher, männlich dominierter Jugendsubkulturen. Den zweiten Teil der Studie bildet dann eine ethnografische Skizze des gegenwärtigen jugendkulturellen Figurierungsfeldes in Berlin (II.3), das in den Schlaglichtern bereits ausschnitthaft sichtbar wurde. Dieser Teil der Darstellung nimmt seinen Anfang bei den distinktionsträchtigen und bei Jugendlichen heiß umstrittenen »Karottenjeans« der örtlichen Firma Picaldi Jeans und führt verschiedene Figuren-Benennungen und ihre Bedeutungen vor, wie sie Berliner Jugendliche, vor allem Kunden jener Firma, verstehen. Dazu gehört auch ein Exkurs, der die Vorgehensweise, die empirischen Methoden und mit der Gegenstandskonstruktion verbundene repräsentationspolitische Dilemmata reflektiert. Daran schließt sich der dritte Teil der Studie an, der den Blick mithilfe inhalts- und diskursanalytischer Methoden wieder weitet und drei kulturelle Komplexe in den Blick rückt, die für das Verständnis der Proll-Figur im sozialen Raum insgesamt besonders relevant sind: (a) Zeitungen der »Qualitätspresse«, deren Verständnis der Proll-Figur beispielhaft herausgearbeitet wird, (b) der Berliner Deutsch-Rap, der eng mit dem »Picaldi-Style« verbunden ist, und seine Figurierung des »Prolls«, sowie (c) eine Analyse der »Formatierung« der Proll-Figur im Diskurs um das sogenannte »Trash-TV«. Der vierte Teil und das empirische Haupt-Kapitel (IV.1) stellt dann in Fallstudien dar, wie junge Männer beziehungsweise Jugendliche in Berlin in ihrer Stil- und Kleidungspraxis durch das Dickicht von populärkulturellen Imaginationen, lebenspraktischen Herausforderungen, abwertenden Etikettierungen und verbindenden Gemeinschaftserfahrungen navigieren. Dabei beleuchte ich vor allem zwei Orientierungen, in denen sich stilistische Ausdifferenzierungen und soziale Exklusionen neu konfigurieren: Zum einen die Frage von »Härte« und »De-/Eskalation«, insbesondere von Interaktionskonflikten, wie sie oben schon kurz erwähnt wurden, zum anderen den

Komplex stilistischer Reflexivität, wie er in den Szenen am Anfang bereits sichtbar wurde.

Das Vorhaben der Studie ist also eine Kulturanalyse von Figurierungsprozessen sozialer Ungleichheiten an verschiedenen Schauplätzen, auf mehreren Ebenen. Die Bestandteile der Arbeit können durchaus separat gelesen werden; insbesondere die ethnografische Studie steht für sich und mag manche Leserin und manchen Leser stärker interessieren als die anderen Stränge. Es empfiehlt sich in diesem Fall das Umblättern zum zweiten und dann zum vierten Teil. Als ethnografische Kulturanalyse bricht die Studie in ihrer Zusammenstellung jedenfalls absichtlich mit einigen Darstellungskonventionen der klassischen Ethnografie. Insofern handelt es sich bei dieser Studie auch nicht um eine Ethnografie, sondern eben um eine ethnografische Kulturanalyse: Kontextualisiert wird weniger ein spezifisches Feld im engeren Sinn als vielmehr ein »Gedankenobjekt«, eine bestimmte Problematik in der gesellschaftlich-kulturellen Konstellation. Warum das so ist, wird im nächsten Kapitel ausgeführt.

2. Kulturanalyse von Figurierungsprozessen: Zur Methodologie

Kulturanalyse: ein kritisch-realistischer Ansatz

Kultur kann als »Textur des Sozialen« beschrieben werden. Das Gewebe besteht in diesem Bild aus einer Vielzahl von immer wieder neu zu verbindenden Kett- und Schussfäden.¹ Praktiken fügen sich zu einem strukturierten – wenn auch in seiner Textur schillernden, uneindeutigen – sozialen Prozess zusammen, der wiederum aus einer Vielzahl unabhängiger Fäden besteht. Ganz unterschiedliche Stränge dieses losen Gewebes werden in diesem Text aufgenommen und nachverfolgt, in der Hoffnung, damit etwas von der Textur der Gegenwartskultur und ihrem Anteil an gesellschaftlichen Entwicklungen sichtbar zu machen.

Den Hintergrund bilden Arbeiten wie die der Cultural Studies und der Soziologie/Sozialanthropologie Pierre Bourdieus, in denen der Zusammenhang zwischen ästhetischen Differenzen und sozialen Ungleichheiten und deren Reproduktion in der alltäglichen Praxis in nicht-reduktionistischer Weise analysiert werden. Methodologisch ist damit die Herausforderung verbunden, subkulturelle Phänomene auf der Erfahrungsebene unterschiedlicher Akteure, gesellschaftliche Strukturen, Entwicklungstendenzen und Repräsentationsverhältnisse miteinander zu verbinden, »[to] take the inter-locking of one-level with another – the painstaking tracking-through of different interdependent ›levels of determination‹ in a particular conjuncture – as [a] preferred object of analysis« (xxii), wie Stuart Hall und Tony Jefferson formulieren.²

1 Die Formel »Textur des Sozialen« wurde von Rolf Lindner geprägt, vgl. ausführlich auch Musner 2009, der sich zusätzlich auf den Regulationstheoretiker Alain Lipietz bezieht. Zur Metapher des Gewebes vgl. auch Gay y Blasco/Wardle 2007, 37f.

2 Vollständig wird dieser Anspruch, den Hall und Jefferson aus der undogmatisch-neomarxistischen Kulturtheorie übernehmen, hier nicht einzulösen sein. Vgl. zu diesem Methodenproblem Johnson u.a. 2004, 42.

In den gegenwärtigen Kultur- und Sozialwissenschaften, insbesondere der Ethnologie und Europäischen Ethnologie/Volkskunde, wird über die Herausforderung, sowohl ethnografisch dicht als auch kontextualisierend zu arbeiten, und damit über die traditionelle Ethnografie hinauszugehen, viel gestritten. So formuliert Rolf Lindner: »Die Krise der Ideologie der Feldforschung besteht meiner Ansicht nach darin, dass offenbar geworden ist, dass die Vorstellung, es genüge, sich in ein Feld zu begeben und in möglichst engen Kontakt mit den dort Lebenden zu treten, nicht mehr der Komplexität der Beziehungen und Verhältnisse entspricht, ja wohl nie dieser Komplexität entsprochen hat. Es ist daher nicht allein und nicht in erster Linie die räumliche Isolation des Forschungsobjektes, die das Problem der Feldforschung in unserem Fach bildet, sondern vielmehr dessen gedankliche Isolation, das heißt das ungenügende Inbezugsetzen unseres Phänomens zu den Kräften, die auf dieses einwirken und es in spezifischer Weise erst hervorbringen.« (Lindner 2001, 15f) Die Herausforderung besteht darin, die »gedankliche Isolation« zu überwinden, ohne die besonderen Erkenntnismöglichkeiten einer ethnografischen Methode, das Forschen auf Augenhöhe, aufzugeben.

Ein Lehrbuchmodell für eine solche analytische Verknüpfungspraxis bildet der kulturelle Kreislauf, der »circuit of culture« (du Gay u.a. 1997), den Stuart Hall und Paul du Gay am Beispiel des Walkmans ausgeführt haben. Der »circuit of culture« verbindet – »artikuliert« – verschiedene »Prozesse« und »Momente«: Alltagsleben, Strukturen, Texte, ihre Herstellung, ihre Rezeption. Richard Johnson u.a. haben den Kreislauf zu einem Instrument der sowohl hermeneutischen als auch polit-ökonomisch verfahrenen Analyse weiter entwickelt (2004, 37ff).³ Sie haben (meines Wissens ohne größere

3 Die Parallelen zu George Marcus' Konzept der »multi-sited ethnography« (1995), das auf dem noch abstrakteren Modell des »Weltsystems« (Wallerstein u.a.) beruht, dessen Elemente die ethnografische Forschung nachvollziehen soll, liegen m.E. auf der Hand; der einflussreiche Text lässt sich – über die Frage der Wahl ethnografischer Feld-Orte im Sinn der Migrations- und Mobilitätsforschung hinaus – als ein Aufschließen der Kulturanthropologie zur analytischen Praxis der Cultural Studies verstehen, die (in ihren besseren Momenten) genau diese Determinierungsebenen immer schon zu durchdringen versuchten, wenn auch häufig mit anderen Methoden (nicht umsonst zitiert Marcus so prominent Paul Willis' Studie »Learning to Labour«). Marcus propagiert allerdings, wie so viele Ethnologen, eine neue disziplinäre Engführung (methodologisch und mit Blick auf übergreifende Fragestellungen), die die Anthropologie von den Cultural Studies abgrenzt (2006, 14). Der Aufruf, den »Objekten«, den »Konflikten« oder »Metaphern« ethnografisch zu folgen, lässt sich durchaus im Sinn der Cultural Studies erweitern, wenn klar ist, dass verschiedene »Momente« verschiedene Methoden und Herangehensweisen erfordern, zum Teil ethnografischer Art, zum Teil nicht. Ähnliche Diagnosen bilden die Grundlage vieler

Resonanz) in diesem Zusammenhang den Begriff der »Figurierung« ins Spiel gebracht.⁴ Sie argumentieren mit Verweis auf den Hermeutiker Paul Ricœur, dass sich der kulturelle Zirkulationsprozess auch als ein Prozess der Figurierung (oder »Konfigurierung«) verstehen lässt. Kulturproduzenten – und diese Gruppe schließt unterschiedlichste ästhetische Akteure mit ein – »konfigurieren« eine »präfigurierte« Erfahrungsebene in kulturelle Formen, die dann im Rezeptionsprozess von anderen Akteuren in anderen Kontexten wieder »refiguriert« werden (2004, 39; vgl. Ricœur 1988, Kap. 3; vgl. unten).⁵ Wie weiter unten, im theoretischen Abschnitt, deutlicher wird, können auch kulturelle Figuren – zum Beispiel die Atze- oder die Proll-Figur – als zirkulierende Objekte verstanden werden, die »figuriert« werden.

Damit sind aber die Zusammenhänge der verschiedenen Ebenen – insbesondere der sozialstrukturellen (Produktionsweise, Gesellschaftsformation), der ästhetischen und derjenigen der Alltagserfahrung – aber noch nicht hinreichend beschrieben (vgl. zur Kritik in diesem Sinn auch Marchart 2008). Ein weiteres – weniger rezipiertes – methodologisches Modell findet sich in der klassischen Cultural-Studies-Studie »Policing the Crisis«, die das Phänomen »mugging«, den Straßenraub, im Großbritannien der späten siebziger

neuerer Methodologien, vgl. z. B. auch Adele Clarkes Modell einer »Situational Analysis«, das aus dem Symbolischen Interaktionismus kommt. Die konstellationsanalytische Herangehensweise erinnert m.E. in vielen Punkten auch an die ethnologischen Studien der Manchester-School um Max Gluckman und bei späteren Autoren wie Michael Burawoy (1998), die ebenfalls den Begriff der »Situation« ins Zentrum rücken. Ein weiterer Referenzpunkt wäre bei Deleuze und Guattari und ihrem Begriff »agencement« (dt. »Gefüge«, engl. »assemblage«) und verwandten Begriffen wie »Diagramm« zu finden. Auch hier geht es um Verbindungen über verschiedene Ebenen (»Schichten«, »Linien«, »Maschinen«) hinweg, auch hier wird eine »realistische« (allerdings »flache«, nicht gestufte) Ontologie postuliert (vgl. Deleuze/Guattari, 1974, 100f).

4 Das 2004 veröffentlichte Modell stellt eine Weiterentwicklung von Halls »Encoding-Decoding«-Modell dar. Johnson war lange Zeit Leiter des CCCS in Birmingham.

5 Damit ist das Argument verbunden, dass die menschliche Welt immer schon symbolisch strukturiert ist – auf dieser Annahme, die Johnson und Ricœur von Cassirer und Geertz übernehmen (Hayden White beruft sich auf Hegel), basiert auch meine Argumentation im folgenden Theoriekapitel, vgl. Johnson u.a. 2004, 38). Ähnlich argumentiere ich unten mit Blick auf kulturelle Figuren, wobei der Hinweis von Johnson u.a. entscheidende Bedeutung hat, wonach Ricœur die »Konfiguration« nicht kritisch als von Macht- und Herrschaftsverhältnissen durchzogenen Prozess der Repräsentation denkt. Im Kontext einer Cultural-Studies-Analyse muss Repräsentation immer auch als eine Form von Machtausübung verstanden werden. Den theoriegeschichtlichen Hintergrund für Ricœur bildet wiederum Erich Auerbachs Theorie des »figuralen Realismus«, dessen Gehalt (im Kern eine Lesart biblischer »Präfigurierung«) bei Autoren wie Johnson oder Hartigan (s.u.) aber nur noch fragmentarisch erhalten ist.

Jahre analysiert. Um diesen Straßenraub entwickelte sich eine »Moralpanik« um Gewalt und Verbrechen, in der konservative Politiker und Medien das Schreckgespenst einer sozialrevolutionären Unterschicht aus jungen, männlichen, unterbürgerlichen Migranten und politischen Dissidenten an die Wand malten.⁶ Hier nehmen die Autoren nicht nur das Zirkulieren eines Artefakts, sondern den Zusammenhang zwischen sozio-ökonomischen Entwicklungen, politisch-kulturellen Auseinandersetzungen (»Hegemonie«) und alltagskulturell-medialen Phänomenen (»moral panic«) in den Blick.

Die Analyse jugendkultureller Figuren und Figurierungsprozesse im Kontext post-proletarischer Sozialformationen wirft nun schon in der Gegenstandskonstruktion die Frage nach strukturellen Determinationen auf. Im Folgenden gehe ich, im Sinn des erkenntnistheoretischen »kritischen Realismus« von Autoren wie Roy Bhaskar, von unterschiedlichen Determinationen aus⁷: Zunächst einmal folge ich der Annahme, dass zwischen den sozioökonomischen Entwicklungen – Deindustrialisierung, soziale Polarisierung, Neuzusammensetzung der Bevölkerung durch Migration – und den Diskursen, in denen Figuren wie die »Prolls« zirkulieren (und sei es auch in sublimierter Form), ein Zusammenhang besteht – ein komplexer Wirkungs-

6 Den Begriff der Moralpanik wurde vor allem von Stanley Cohen geprägt (1972) und bezog sich zunächst auf die »panische« Art und Weise, in der Massenmedien und Politikern auf die Auseinandersetzung von Mods und Rockern reagierten, die jenseits aller Verhältnismäßigkeit als Bedrohung des gesellschaftlichen Zusammenhalts angesehen wurden, was eine medial-politisch-alltagskulturelle »Verstärkungsspirale« in Gang setzte. Hall u.a. arbeiteten den Begriff aus und betonten vor allem die Funktion solcher Paniken in der Stabilisierung von Hegemonie (223ff).

7 Die kultur- und sozialtheoretischen Annahmen, die als »critical realism« diskutiert werden, erfahren zunehmend Aufmerksamkeit als Alternative zu diskurstheoretisch-kulturkonstruktivistischen Reduktionismen, strukturdeterministischen Verdinglichungen, aber auch praxistheoretischem Monismus. Einen Grundsatz dieser Ansätze bildet die Annahme, dass es sinnvoll ist, davon auszugehen, dass relativ abstrakte Erkenntnisobjekte wie gesellschaftliche »Strukturen« kausal auf das Handeln von Akteuren einwirken können; bestimmte »Strukturen« – zum Beispiel der Arbeitsmarkt in einer postindustriellen Stadt – haben »essentielle« Eigenschaften, die das Handeln bzw. die Praxis der Akteure determinieren, nicht letztgültig, aber in nicht-trivialer Form: »The openness of social systems, and the possibility for varied and novel responses to the same situation does not mean that there is no point in seeking theories of the essential, relatively enduring features of property relations, production, exchange, exploitation, etc., as if all that were needed was middle-range theory and empirical studies of the myriad forms of concrete economies.« (Sayer 1995, 22) In den Kulturwissenschaften haben Autoren wie David Hesmondhalgh diese Position in den letzten Jahren in die Diskussion gebracht, gestützt auf theoretische Arbeiten von u.a. Andrew Sayer, Roy Bhaskar und Margaret Archer.